

Vielfalt leben

Das Magazin von SZENE HAMBURG und Inklusionsbüro 12 / 2018



Hier zählen nicht nur Tore,
vor allem Spaß, finden Philipp
Barnstein, Jan Baumhögger, Rene
Bresch und Luciano Auria (v. l. n. r.)

SZENE
HAMBURG


Hamburg
wird inklusiv

DARUM INKLUSION

Wie inklusiv sind wir schon
und wo brauchen wir noch
Nachhilfe und Aufklärung?



Ursula Wermke
Leitung Fachbereich Inklusion
und Zivilgesellschaft



Hedda Bültmann
Redaktionsleitung
SZENE HAMBURG



Ulrich Thiele
Autor
SZENE HAMBURG



Katharina Manzke
Autorin
SZENE HAMBURG



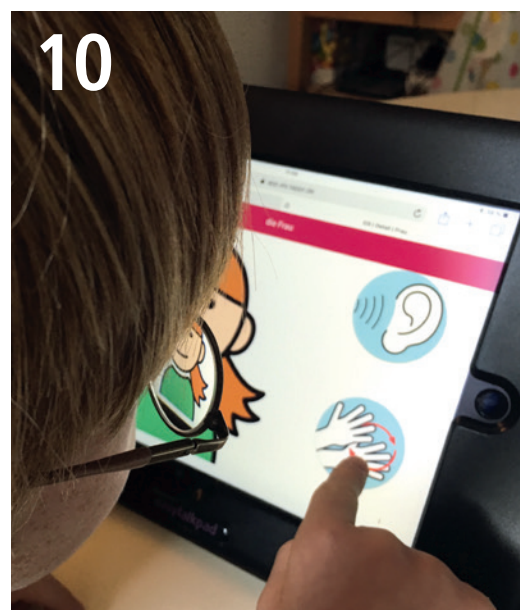
Festlich!

In dieser Ausgabe wird es feierlich. Und wir meinen nicht Weihnachten. Diese Ausgabe steht im Zeichen von herausragenden Initiativen, die sich für Inklusion stark machen – und dafür ausgezeichnet wurden. Dass der Inklusionsgedanke fest in unserer Stadt verankert ist, zeigen die 93 Bewerbungen für den diesjährigen Senator-Neumann-Preis, der alle fünf Jahre vergeben wird. Vier davon wurden von Hamburgs Sozialsenatorin Dr. Melanie Leonhard und Ingrid Körner, Senatskoordinatorin für die Gleichstellung behinderter Menschen, bei einem Festakt im September geehrt. Vier innovative Ideen, die helfen, die Barrieren in der Stadt, im Alltag und in den Köpfen der Menschen immer weiter abzubauen. Das Bildungshaus Lurup – ein Zusammenschluss einer Kita und einer Grundschule – belegte den ersten Platz für seine engagierte Stadtteilarbeit und die außergewöhnliche Förderung der Kinder. Den zweiten teilen sich die freie Kulturstätte Kampnagel, die unter anderem Audiodeskription für Tanzvorstellungen einführen will, und die Wörterfabrik. Ehrenamtliche konzipierten eine App, die Kindern mit Lernverzögerungen den schnellen Zugriff auf Wörter, Symbole, Audioansagen und Gebärden ermöglicht. Mit einem Perspektivwechsel will „MeineStadt“ den Weg durch Hamburg aus der Sicht eines Rollstuhlfahrers verdeutlichen. Für die dafür entwickelte „StattTour“ erhielt die Studentengruppe den Nachwuchspreis. Neben der Sinnhaftigkeit machen all diese Projekte vor allem eines klar: Inklusion lebt und das mit ganz viel Spaß!

Viel Spaß beim Lesen wünschen Ihnen

Ursula Wermke,
Inklusionsbüro

Hedda Bültmann,
SZENE HAMBURG



EiS für alle!
Eine App für den Alltag

Impressum

ISSN 1614-3892

Herausgeber: SZENE HAMBURG
und Inklusionsbüro Hamburg

Redaktion:
Hedda Bültmann, Natalja Fischer,
David Hock, Katharina Manzke, Ulrich
Thiele, Anastasia Umrik, Ursula Wermke

Schlussredaktion: Claudia Hoffmann
Grafik: Constanze Henk
Redaktionsanschrift:
Gaußstraße 190 c
22765 Hamburg
redaktion@vkfmi.de, szene-hamburg.de

Erscheinungsweise: Zweimal jährlich
Fotos: Torben Averkorn, Sophia Herzog
Gesamtherstellung:
VKM Verlagskontor für Medien-
inhalte GmbH

Geschäftsführung:
Mathias Forkel, Tanya Kumst
Gaußstraße 90c, 22765 Hamburg
Telefon: 040 52 47 22 60
Druck: NEEF + STUMME premium
printing GmbH & Co. KG



Natalja Fischer
 Autorin
 SZENE HAMBURG



David Hock, 21, ist freier Autor –
 u. a. für SZENE HAMBURG, Rollt.
 und Hamburger Abendblatt.
 Von den Paralympischen Winterspielen
 in Pyeongchang berichtete er im März die-
 ses Jahres zudem als Korrespondent des
 Tagesspiegels für die Paralympics Zeitung



Anastasia Umrik ist 31
 und ihre Lieblingsfarbe ist rot:
 Roter Lippenstift und roter Wein.
 Sie ist Expertin für Mutausrüche.
 Und schreibt – über das Leben – ehrlich,
 humorvoll und ein Tick überspitzt
www.anastasia-umrik.de

Inhalt



DUOday
 Schnuppertag im Ibis Hotel



Kampnagel
 Eine Offensive für Barrierenabbau



FC St. Pauli
 Inklusive Mannschaft mischt Tischkicker-Liga auf

Maßgeschneidert lernen	04
Enactus: StattTour	12
Gleichmacherei	15

FOTOS: NATALJA FISCHER (L.O.), ANJA BEUTLER (L.U.), SOPHIA HERZOG (R.)



Gemeinsame Sache

Wenn eine Grundschule und eine Kita sich zusammentun, kommt Großes dabei raus: das Bildungshaus Lurup. Hier gilt gleiches Recht für alle! Denn die individuelle Förderung gibt jedem Kind die Chance zu lernen

► Text: Ulrich Thiele

Wenn die Pausenklingel der Grundschule Langbargheide läutet und kurz darauf Kinder aus aller Herren Länder, mit und ohne Behinderung, den Schulhof stürmen – dann gerät Annette Berg ins Schwärmen. Neulich, berichtet die Leiterin der Grundschule, habe sie beobachtet, wie eines der Kinder mit Behinderung einen Mitschüler darum bat, es drüben auf die Bank zu setzen – und daraufhin gleich mehrere Schüler kamen und fürsorglich mit anpackten. Kaum vorstellbar, dass sich diese Szene des Zusammenhalts im Herzen eines Problemviertels abspielen soll. Wir befinden uns in Lurup, wenige Meter vom Lüdersring entfernt. Das Quartier: mit negativen Schlagzeilen behaftet. Der gerade mal 800 Meter messende, bogenförmige Lüdersring hat den Ruf eines durch Alkohol, Drogen, Gewalt und bildungsferne Elternhäuser

belasteten Umfeldes.

Dass ausgerechnet hier, in der laut Sozialraumbeschreibung ärmsten Gegend im Hamburger Westen, eines der Paradebeispiele für gelungene Inklusion steht, ist kein Zufall. Dem Erfolg liegt ein Bündnis zwischen der staatlichen Grundschule Langbargheide und der naheliegenden Kita Moorwisch der Evangelischen Stiftung Alsterdorf zugrunde. Als die Stadt Hamburg vor zwölf Jahren forderte, das vorschulische Jahr zu nutzen und alle Kinder ab viereinhalb Jahren für die Schule fit zu machen, entbrannte ein Konkurrenzkampf zwischen Grundschulen und Kitas um das bessere Vorschulangebot. Ulrike Kloiber, die heutige Leiterin des Bildungshauses und zugleich Leiterin der Kita Moorwisch, kam damals aus Frankfurt nach Hamburg und beschloss: Das ist Unsinn, wir müssen zusammenarbeiten. Herausgekommen ist ein gemeinsam, auch

mit Kindern und Eltern, entwickeltes pädagogisches Konzept, das getragen wird von der Leitidee „Von Geburt an im inklusiven Sozialraum“, und Kindern im Alter ab sechs Wochen in der Krippe bis zum Ende der Grundschulzeit eine pädagogische Heimat bietet – egal, woher es kommt, egal, ob es eine Behinderung hat oder nicht. Auch die sogenannte Jahrgangsmischung wurde damals auf den Weg gebracht.

„Als wir angefangen haben, haben wir uns gefragt, was dieser Stadtteil braucht. Wir wollten nicht erreichen, dass die Schüler zu uns passen, sondern uns so verändern, dass wir zum Stadtteil passen“, sagt Annette Berg. Sie sitzt in den Räumen der Schulverwaltung, trinkt Kaffee und wirft sich mit ihrer Kollegin Ulrike Kloiber gegenseitig die Bälle zu. Die beiden sind nach zwölf Jahren als Doppelspitze des Bildungshauses ein eingespieltes Team, wenn sie sich abwechselnd in ihre Begeisterung

über das gemeinsame Bildungshaus und die Vorteile einer individuellen Förderung steigern.

Jedes Kind im Bildungshaus Lurup erhält einen individuellen Lehrplan. „Ein Kind, das nicht gut Deutsch spricht, kann vielleicht bis 100 zählen. Dann muss es nicht mehr lernen, bis zehn zu zählen, und kann sich auf den Spracherwerb konzentrieren. Alles andere wäre Zeitverschwendung“, erklärt Ulrike Kloiber. „Wenn die Schule kindfähig wird und nicht das Kind schulfähig, kann man auf jedes Kind eingehen und es fördern“, ist sie überzeugt. Das ist anstrengend und aufwendig. Deswegen ist Teamarbeit so wichtig: Zu den Klassenteams gehören immer ein Grundschullehrer, ein Sonderpädagoge und ein Erzieher. Der Aufwand lohnt sich allemal und tut auch den Kindern gut, denn jeder lernt auf seinem Niveau. Wenn ein Kind zum Beispiel Förderbedarf im Bereich Lernen hat, dann stehe es in jahrgangsgemischten Klassen nicht unter Druck, weil es als einziges Kind nicht mitkommt, sagt Annette Berg. „Es gibt keine Verlierer mehr und alle lernen in ihrem Tempo täglich etwas dazu. Das stärkt das Selbstvertrauen und macht Spaß“, so die Rektorin. Durch das Konzept werden auch Hochbegabte und Leistungsstarke persönlich gefördert und nicht unterfordert. Trotzdem hält sich das Klischee hartnäckig, Inklusion sei mit weniger Leistung verbunden und ziehe die Leistungsstarken herunter. Warum eigentlich?

Ulrike Kloiber haut mit der flachen Hand auf den Tisch, ihre Stimme erhebt sich. „Die meisten Leute verstehen Inklusion überhaupt nicht richtig!“, sagt sie. „Im Alltag wird das Wort Inklusion als Synonym für Integration gebraucht. Aber Inklusion ist etwas radikal anderes als Integration.“ Besonders ärgert Kloiber sich über den Begriff „Inklusionskinder“. Inklusionskinder gebe es überhaupt nicht, eben weil jeder individuell gefördert wird und nicht Einzelne an die anderen angepasst werden müssen.

Keiner ist unterlegen, im Gegenteil: Jeder lernt von jedem. So wie neulich, als der Herbst begann und in einer Klasse das Thema „Igel“ auf dem Plan stand. Klein Paul

wurde zum Chef für den Nestbau ernannt. Normalerweise lernt er sehr langsam, doch plötzlich blühte er in seiner neuen Rolle auf, informierte sich, entwickelte Selbstvertrauen und wusste über alles Bescheid. Die anderen Kinder sind mit ihren Fragen zu ihm gekommen, Paul konnte stets Auskunft geben. Man könne so schöne Sachen erleben, schwärmt Annette Berg, wenn die Kinder sich entwickeln. So entstünden auch Schulglück und Lernfreude. „Kein Kind kommt gerne in die Schule, wenn es ständig Misserfolg hat“, weiß sie.

Die rosarote Brille habe im Bildungshaus jedoch niemand auf, versichern die beiden Leiterinnen. Wie in jeder Schule werde sich auch hier mal gestritten und gehauen. Doch man habe eine gute Streitkultur aufgebaut, mit Streitschlichtern und der Förderung demokratischer Strukturen etwa durch eine Kinderkonferenz. Außerdem habe man ein Prinzip, das den Unterschied ausmacht: Hingucken! Probleme angehen und nach den Ursachen suchen! „Vergleichen mit so manchen Schulen in Berlin, in denen durch kulturelle Unterschiede viel Chaos herrscht, sind wir aber ein Ort des Friedens“, sagt Ulrike Kloiber. Sie ist überzeugt, dass das an den Strukturen der Schule liegt, die Neid und Lernfrust unterbinden.

Und die Strukturen wirken sich auch positiv auf den Stadtteil aus. Was vor allem daran liegt, dass die Elternhäuser entlastet werden. Kinder mit Behinderung können an der Ganztagschule auch nachmittags die volle Betreuung bekommen, inklusive Therapie und Co. Hinzu kommt das große

Kursangebot am Nachmittag, wozu die feste Lernzeit gehört. Manche Eltern wollen ihre Kinder zu Hause nicht betreuen oder sind dazu nicht in der Lage. „In Blankenese braucht man das nicht, weil die Eltern Nachhilfe- und Musikunterricht finanzieren können. Aber hier müssen wir uns darum kümmern“, erklärt Annette Berg.

Die harte Arbeit zahlt sich aus. Vergangenen September wurde das Bildungshaus Lurup mit dem Hauptpreis des Senator-Neumann-Preises ausgezeichnet: Das Bildungshaus Lurup „ist vorbildlich in der Vielfalt der Partner, geht über die Schule hinaus in den Arbeitsmarkt, ist sozialraumorientiert und hat ein Alleinstellungsmerkmal“, lobte die Jury in ihrer Begründung.

kita-moorwisch.de; schule-langbargheide.hamburg.de



Jeden Tag wird 20 Minuten gelesen, am liebsten mit einem der drei Schulhunde



Annette Berg und Ulrike Kloiber mit Laudator Dr. Michael Wunder bei der Preisverleihung (v. r. n. l.)

Ein Tandem, das passt:
Florian Wittmann (l.)
und Harald Hofmann
machten aus einem Tag
ganz viele

**Menschen
wachsen
mit den
Anforderungen**

Mehr als nur ein Tag

Zum ersten Mal fand in Hamburg in diesem Jahr der DUOday statt. Menschen mit Einschränkungen schnupperten einen Tag lang in teilnehmende Betriebe rein. Mit dabei war Florian Wittmann, der gleich im Anschluss für ein Praktikum im Ibis Hotel blieb. Was er und der Hoteldirektor Harald Hofmann dabei alles rausfanden, erzählen sie im Interview

► Interview & Fotos: Natalja Fischer

? Herr Wittmann und Herr Hofmann, wie sind Sie auf den DUOday aufmerksam geworden?

Florian Wittmann: Ich bin bei Alsterarbeit angestellt (Alsterarbeit vermittelt Arbeit an Menschen mit Behinderung; *Anm. d. Red.*). Meine Betreuerin hat mir erzählt, dass es einen Tag gibt, an dem man in einen Beruf reinschauen kann, in dem man vorher noch nie gearbeitet hat und ich fand die Hotelbranche hochinteressant.

Harald Hofmann: Wir sind von Alsterarbeit angesprochen worden, ob wir bereit wären, einen Praktikanten für den DUOday aufzunehmen. Da wir schon sehr lange mit Alsterarbeit zusammenarbeiten, war es für uns selbstverständlich, dass wir mitmachen.

Wie lief der DUOday ab?

Hofmann: Die Betreuerin von Herrn Wittmann ist an dem Tag mitgekommen und hat Herrn Wittmann für die ersten zwei Stunden begleitet. Danach ist Herr Wittmann mit einem unserer Mitarbeiter mitgegangen.

Wittmann: Ich konnte zum Beispiel helfen, die Hotelwagen, wo die Wäsche drauf ist, in die Fahrstühle zu schieben. Wir waren immer zu zweit und haben uns sehr gut verstanden.

Anschließend haben Sie ein Praktikum im Hotel angefangen. Was waren Ihre Aufgaben?

Wittmann: Eigentlich alle Arbeiten, die die anderen Mitarbeiter auch gemacht haben. Wäsche auf den Stockwerken verteilen, staubsaugen oder den Boden reinigen und den Müll wegbringen. Auch kleinere Reparaturarbeiten habe ich gemacht.

Haben Sie auch mit Hotelgästen zu tun gehabt?

Wittmann: Ja, ich habe mit vielen gesprochen und alle waren sehr offen und nett. Ich kenne mich gut in Hamburg aus und habe Tipps geben können, welches Museum interessant ist oder wo die nächste U-Bahn-Station ist.

Der DUOday soll Barrieren abbauen und Menschen mit Behinderung den Einstieg in den Arbeitsmarkt erleichtern. Braucht es solche Brücken?

Hofmann: Ich denke schon, dass der DUOday eine wichtige Angelegenheit ist. Oftmals ist es sehr schwierig für Menschen mit Behinderung einen direkten Zugang zu bekommen. Bei uns ist es relativ einfach, weil wir durch die enge Zusammen-

arbeit mit Alsterarbeit auch außerhalb des DUOdays Anfragen bekommen. Aber es ist wichtig, die Firmen zu sensibilisieren und solche Praktikumsstellen zu realisieren.

Wittmann: Ich habe die Mittlere Reife und eine Behindertenausbildung als Bürokaufmann. Auch im Verkauf habe ich bereits gearbeitet und mir die Stelle selber gesucht. Aber ich habe auch schon 25 Bewerbungen in einer Woche verschickt und nur Absagen bekommen. Manchmal habe ich das Gefühl, eine Behindertenausbildung zählt nicht.

Für behinderte Menschen gibt es spezielle Schulen und Ausbildungswege. Wird in der Gesellschaft eine unnötige Trennung zwischen behinderten und nicht

behinderten Menschen vorgenommen?

Wittmann: Ich finde, alle müssten enger zusammengebracht werden. Ich habe einen Sprachfehler und einen frühkindlichen Hirnschaden. Ich war erst auf einer Sprach- und Förderschule und danach auf einer regulären Gesamtschule mit Wirtschaftsschwerpunkt. Dort habe ich mit nicht behinderten Leuten die Mittlere Reife gemacht. Und wie alle anderen die Klassenarbeiten geschrieben und keine Spezialperson gehabt, die für mich zuständig war. In Wirtschaftsmathe hatte ich eine 1,0.

Wie geht es jetzt nach dem Praktikum weiter? Können Sie für das Hotel arbeiten?

Hofmann: Die Option gab es, aber ich denke, dass Herr Wittmann seine Stärken woanders noch besser einbringen kann als hier im Hotel. Er kann hier jederzeit weitermachen, das hatten wir auch so besprochen, aber ich denke, dass er durch seine Kommunikationsstärke vielleicht das Glück hat, und das wünsche ich ihm, einen Arbeitsplatz zu finden, der seinen Stärken noch mehr gerecht wird. Bei der Fangemeinde des FC St. Pauli ist er sehr aktiv und vielleicht findet er da den Job fürs Leben.

Wittmann: Ich wollte vielleicht noch mal eine Ausbildung anfangen im Groß- und Einzelhandel. Da muss man Kundengespräche führen können und ich habe schon Erfahrungen im Verkauf und in beratenden Tätigkeiten gesammelt.

Was könnte die Politik tun, um Menschen mit Behinderung den Einstieg ins Arbeitsleben zu erleichtern?

Wittmann: Vielleicht würde es helfen, wenn Betriebe steuerliche Vorteile bekommen, wenn sie Menschen mit Behinderung einstellen.

Hofmann: Es muss auch mehr Öffentlichkeitsarbeit gemacht werden, um kleinere und mittelständische Betriebe davon zu überzeugen, behinderten Menschen eine Chance zu geben. Die Menschen wachsen mit ihren Tätigkeiten. Das haben wir über die Jahre immer wieder feststellen dürfen. Wittmann: Und die Parteien sollen mehr auf Bedürfnisse von Behinderten zugehört sein. Oder vielleicht sollte man eine Partei gründen, wo Behinderte im Vordergrund stehen. Das wäre mein größter Traum, dass ich als Behinderter etwas bewegen kann.



Der Hoteldirektor (r.) setzt sich auch außerhalb des DUOdays für Menschen mit Behinderung ein



Kickern auf höchstem Spaßniveau

In der Tischfußballabteilung des FC St. Pauli mischen Rollstuhlfahrer und Menschen mit geistiger Behinderung den Hamburger Ligabetrieb auf

► Text: David Hock

► Fotos: Sophia Herzog

Philipp Barnstein kann nicht länger still sitzen. Er löst die Bremse seines Rollstuhls und dreht sich nach rechts. „Müssen wir nicht gleich mal rüber?“, fragt er mitten im Interview. Es ist Mittwochabend um halb acht im Clubheim des Millerntorstadions. In 30 Minuten steigt für den 32-Jährigen und seine Mannschaftskollegen im Nebenraum ein wichtiges Ligaspiel: Die Kickeronis, Tabellenführer der Hamburger Liga 4B, sind zu Gast auf dem Kiez. Der Kapitän des Gastgebers wird von Minute zu Minute ungeduldiger:

„Wir müssen ja auch noch unsere Aufstellung besprechen“, so Barnstein und streift sich schon einmal sein Trikot, ein braunes St-Pauli-Shirt beflockt mit seinem Vornamen, über.

Für die Tischfußballabteilung des Hamburger Kiezklubs bedeuten Mittwochabende wöchentliche Festspiele: Neben anstehenden Ligaspielen steigt auch ein vereinsinternes Turnier, bei dem erfahrene Ligaspieler mit interessierten Neulingen in gemischten Mannschaften ihre Leidenschaft für den kleinen Ballsport teilen. Neun Tische wer-



Ran an die Kurbel
im Clubheim vom
Millerntorstadion

den an diesem Abend bespielt. Teilnehmer, die pausieren, beäugen das Geschehen auf den Tischen, während sie sich mit Fritz kola oder Astra stärken. Es knallt im Sekunden takt, wenn ein Ball mal im Tor, mal knapp daneben einschlägt. Die Musik, die aus den Lautsprechern unter der Decke kommt, fällt im lauten Spielgeschehen kaum noch auf. Genau wie die geistige Behinderung, Spastik oder Querschnittslähmung der Teilnehmer aus den zwei inklusiven Teams

des FC St. Pauli, LMB (Leben mit Behinderung) und LMB Zwo. „Richtig schön normal“, kommentiert Jan Baumhögger und trägt dabei ein breites Grinsen.

Baumhögger, Kiez-Tischfußballer kurz nach Gründung 2009, sagt, der Kneipensport sei in den letzten Jahren ziemlich explodiert. Als der FC die Abteilung gründete, zählte die Hansestadt zwei Ligen. Heute sind es vier mit insgesamt zwölf Staffeln. St. Pauli ist dabei zur Hochburg geworden, etwa 340 Mitglieder sind weltweit spitze. Neben Bundesliga- und Nationalspielern, die 2017 auf Kampnagel um den Weltmeistertitel kickten, bleibt der Verein, unter anderem durch sein wöchentliches offenes Turnier, auch für Einsteiger attraktiv.

Das behindertengerechte Tischkicker-Modell hat das gleiche Spielfeld, aber eine niedrigere Tischhöhe und niedrigere Banden ermöglichen besonders Rollstuhlfahrern die Teilnahme. Mit der Anschaffung einer solchen Version hat die Mission Inklusion beim FC St. Pauli 2012 begonnen. Durch eine Kooperation mit dem Freizeitangebot des Vereins Leben mit Behinderung Hamburg fanden sich ein paar Interessierte. „Daraus bildete sich ein fester Kern aus fünf Spielern, sowohl Rollstuhlfahrer als auch Menschen mit geistiger Behinderung“, erzählt Baumhögger, der diesen Kern seit 2014 betreut – und 2015 einen Schritt nach vorne wagte: „Der Elan im Team weckte die Idee, eine inklusive Mannschaft für den Ligabetrieb anzumelden.“ Baumhögger holte dafür eine Sondergenehmigung des Hamburger Verbands ein; seine Mannschaft darf jedes Spiel am Millerntor austragen, da

hier Barrierefreiheit gegeben und der geeignete Tisch aufgestellt ist. Spieltag ist zudem immer

mittwochs. Gleiches gilt für die ein Jahr später angemeldete, zweite inklusive Mannschaft. Ein Modell,

durch das der organisatorische Mehraufwand geleistet werden kann.

Die anderen Mannschaften der Staffel haben es positiv aufgenommen: „Für viele ist es ein bereicherndes Erlebnis, besonders, wenn sie vorher keinen Kontakt zu Menschen mit Behinderung hatten“, so Baumhögger, der von „sehr viel guter Stimmung am Tisch“ und „echten Gefühlen“ schwärmt. „Für uns geht es ums Miteinander.“ Das kommt an: In vier Jahren habe es nur ein oder zwei Begegnungen gegeben, die „nicht so toll waren“.

Nicht ganz einfach ist für viele der Spieler die Umgewöhnung an die niedrige Tischhöhe. „Für große Leute geht es ins Kreuz“, weiß Baumhögger. Aber auch für Sharon Minette, die 1,60 Meter groß ist, war es eine Umstellung: „Vorher war ich es gewohnt, auf Zehenspitzen zu spielen“, erklärt sie schmunzelnd. Auch sei der behindertengerechte Tisch leichter. „Früher war es egal, wie doll ich draufgeknallt habe, ich konnte den Tisch nicht verschieben“, so die 28-Jährige. Sie wechselte 2016 in die inklusive Mannschaft, weil sie sich in ihrer alten Mannschaft am zunehmenden Konkurrenzdenken störte. „Mir wurde es zu motiviert. Ich spiele, um Spaß zu haben und nicht, um fünfmal meinen härtesten Schuss zu zeigen.“

„Die Leistungskluft wird immer größer, auch das Niveau der unteren Ligen immer besser“, sagt Baumhögger. Gewonnen hat die Mannschaft um Minette und Barnstein ausschließlich mal gegen LMB Zwo. So ist jedes geschossene Tor ein Erfolg und Grund zur ausgelassenen Freude.

Und Trainer Baumhögger sieht die Partie gegen die Kickernis, dass sein Team später mit 9 zu 23 verlieren wird, als einen „sehr netten Abend mit einem super Gegner“.

Freie Trainings: mittwochs und freitags, ab 18 Uhr; fcstpauli-tischfussball.de

**Jedes
geschossene
Tor ist
Grund zur
Freude**



Halten zusammen:
Sharon Minette und
Philipp Barnstein

Eis für alle!

Wie ein Wörterbuch für die Hosentasche funktioniert eine App, die ein Hamburger Team aus Ehrenamtlichen gerade emsig entwickelt. Mit der „EiS-App“ können Kinder schnell Gebärden, gesprochene Wörter und Symbole nachschlagen. So geht Lernen mit Spaß und im eigenen Tempo

► Text: Katharina Manzke

Eis – für viele Kinder ist das ein Wort, das sie besonders schnell lernen möchten. Um es am liebsten selbst bestellen zu können. Doch was ist, wenn eben das nicht möglich ist, weil das Kind nicht sprechen kann oder mit Einschränkungen langsam sprechen lernt?

„Eis für alle!“, fordern Anke Schöttler und ihre vier Mitstreiter, und meinen das in diesem Fall wörtlich. Seit mehr als einem Jahr tüftelt das Team an einem Projekt namens „EiS“, was soviel bedeutet wie „Eine inklusive Sprachlern-App“. Die App soll schnell wie eine Art Wörterbuch aus der Hosentasche gezogen werden können, und die Verständigung erleichtern. Jeder soll sich damit ausdrücken können, ganz egal, ob er lesen, schreiben, sehen oder hören kann. Aufgebaut ist sie ganz bewusst ohne großen Schnickschnack, schlicht und leicht bedienbar.

Öffnet man den bereits erstellten Prototyp sieht man rund 200 Wörter aus dem Kernwortschatz für Kinder mit Einschrän-

kung der „Kölner Kommunikationstafel“ von Prof. Dr. Jens Boenisch und Dr. Stefanie Sachse. Mit einem bunten Bild versehen, sind sie in alphabetischer Reihenfolge nebeneinander aufgereiht. Neben „Eis“ findet man auch Begriffe aus dem kindlichen Alltag wie Strümpfe, Telefon, Teller und Obst. Es gibt aber auch Felder, die abstraktere Sachverhalte erklären, wie „sterben Oma“.

Nun gilt es das gesuchte Wort anzuklicken. Dabei hat man die Wahl zwischen zwei Symbolen: ein Ohr und mit Pfeilen versehene Hände, die eine Gebärde beschreiben. Entsprechend liest entweder eine Stimme das Wort vor oder es erscheint ein Video, in dem die Gebärde, ausgewählt nach dem „Großen Wörterbuch der Deutschen Gebärdensprache“ aus dem Verlag Karin Kestner, vorgemacht wird – man braucht sie nur noch nachzuahmen.

Lesen, sehen, hören, Gebärden anschauen – all diese Zugänge zur Welt sind in der EiS-App durch Wort, Symbol, Audio und

Video spielerisch kombiniert. Gerade in Situationen mit Kindern, die man oft nicht vorhersehen kann, ist der schnelle Zugriff überaus praktisch und kann den Alltag erleichtern.

Auch Blinde profitieren von den Audio-Files. Ebenso praktisch kann die App auch für Menschen sein, die Deutsch als Zweitsprache lernen wie geflüchtete Kinder und ihren Familien.

„Ich habe mir selbst immer so etwas wie die EiS-App gewünscht“, erzählt Anke Schöttler, die im Frühjahr 2017 alles ins Rollen brachte. Die Mutter eines neunjährigen Jungen mit Down-Syndrom hat jeden Tag mit Kommunikationsbarrieren zu tun. „Lasse geht auf eine wunderbare Schule und hat dort viele Freunde. Aber die Verständigung zwischen den Kindern ist oft schwierig“, erzählt sie. Bei einem Hackathon der „Zeit“ zum Thema „Die Zukunft der Bildung“ fasste sie dann ihren ganzen Mut zusammen, sprach vom Alltag mit ihrem Sohn und fragte zum Schluss die ihr

Die Initiatoren: Marcus Willner, Luisa Heinrich, Anke Schöttler, Saskia Heim und Ron Drongowski (v. l. n. r.)



Kacka – die Gebärde sorgt oft für Kicheralarm bei den Kids

Einfach zu bedienen:
per Touchscreen
zwischen Gebärden-Video
oder Vorlesen wählen



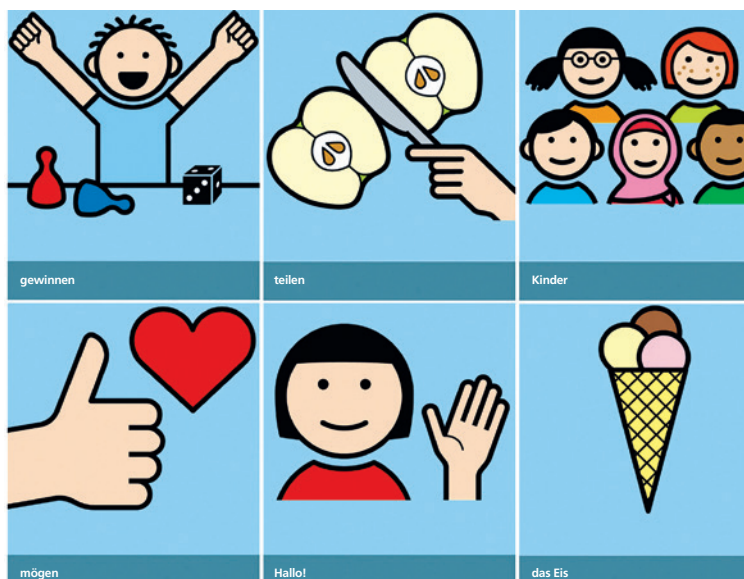
bis dahin noch fremden Menschen, ob denn jemand eine App kenne, die alle vier Elemente verbindet. Es kannte niemand eine, aber es meldeten sich ganz unverhofft vier Mitstreiter zu Wort: Marcus Willner brachte das Know-how aus seiner App-Entwicklungsfirma mit, Luisa Heinrich gab pädagogischen Input, Saskia Heim stand als Marketing-Expertin zur Verfügung und Ron Drongowski, der stellvertretende Leiter der „Zeit online“-Technik und Leiter der Back-End-Entwicklung. Die Idee war geboren und das Team gewann damit den „Hackathon“. Somit verfügten sie über ein kleines Startkapital, um zu beginnen. Bis heute arbeiten sie ehrenamtlich neben ihren Hauptjobs und Familienpflichten oft bis mitten in die Nacht hinein an der Entwicklung. Von vielen Seiten werden sie dabei unterstützt: Im Schauspielhaus durften sie Töne einsprechen. Die Hamburger Elb-Kitas, die sehr interessiert an dem Projekt sind, stellten ihnen für den Prototyp bereits fertige Gebärden-Videos zur Verfügung. Zeitgleich wurden erste eigene Videos gedreht. Da sich die App hauptsächlich an Kinder richtet, sollen die Gesten von Kindern mit Einschränkung gezeigt werden. „Es ist uns wichtig, dass das Ganze einen spielerischen Charakter hat und nicht in den Therapie-Kontext hineinfällt. Da sind die Kinder in ihrem Alltag schon genug verhaftet“, so Anke Schöttler dazu. Es geht voran, und das strahlt nach außen. Im September wurde die App mit dem diesjährigen Senator-Neumann-Preis ausgezeichnet, der besondere Inklusions-Projekte fördert.

Natürlich wird die App auch getestet. Von Erziehern der Elb-Kitas wie Sabrina Mix von der integrativen Kita Baumacker in Eidelstedt. Sie hat die App mit Kindern

im Alter von drei bis fünf Jahren getestet. „Die waren mit Gebärden schon relativ weit. Im Spiel mit der App durften sie sich Gebärden wünschen. Besonders beliebt war natürlich Kacka. Das musste immer wieder angemacht werden.“ Ein großes Gekicher sei das gewesen. Aber neben dem Spaß habe sie auch einen Lerneffekt bei den Kindern feststellen können, so die Erzieherin. „Durch die Visualisierung ist die Gebärde besser hängen geblieben.“ Und durch die einfache Bedienung können sie sich das Gebärdenvideo unkompliziert in häufiger Wiederholung ansehen, was für Lernerfolge

wichtig ist. Im Kita-Alltag könnte man die App gut integrieren. Allerdings muss noch daran gearbeitet werden, dass sie auch offline zu verwenden ist. Im Gegensatz zu Schulen sind die meisten Kitas noch nicht so viel im Internet unterwegs. Es gibt noch einiges zu tun, bis die EiS-App tatsächlich auf den Markt kommt. „Wahrscheinlich wird es im kommenden Frühjahr so weit sein“, schätzt Anke Schöttler. Die Liste der Interessenten ist jetzt schon sehr lang, reicht bis nach Österreich und die Schweiz.

www.eis-app.de



EiS-App = Eine inklusive Sprachlern-App

Die EiS-App erklärt Begriffe durch vier Elemente: Symbol, Wort, Audio und Gebärdenvideo. Intuitiv bedienbar und die Inhalte können selbstständig beliebig oft angesehen und angehört werden. So bestimmen die Kinder ihren Lernrhythmus selbst.

Sichtwechsel

Wie schafft man Arbeitsplätze für Menschen mit Behinderung? Mit guten Ideen. So wie das Projekt „StattTour“ von „Enactus Hamburg e. V.“, das Stadtführungen von und für Menschen im Rollstuhl anbietet, wobei die Teilnehmer nicht immer darauf angewiesen sind. Mit neuem Blick durch die Stadt

► Interview: Ulrich Thiele

? Hannah Sasse, Herzlichen Glückwunsch zum Senator-Neumann-Nachwuchspreis!

Vielen Dank! Das war ein sehr schöner Erfolg für uns und hat uns neue Motivation gegeben.

Sicherlich auch weil der Preis mit 2.000 Euro dotiert ist ...

Genau, damit sind wir erst einmal auf der sicheren Seite, um Rollstühle zu organisieren und unseren Betrieb in Gang zu bringen. Bald soll es losgehen.

Wann genau?

Das ist schwer zu sagen. Wir müssen uns gerade noch mit allerlei rechtlichen Fragen beschäftigen. Geplant ist aber, dass wir Anfang des neuen Jahres eine feste Tour haben.

Gibt es persönliche Bezugspunkte?

Wir alle haben persönliche Bezugspunkte. Ich war zum Beispiel auf einer integrativen Schule und habe deswegen Freunde, die im Rollstuhl sitzen. Ein Teammitglied hat eine Schwester, die im Rollstuhl sitzt. So sind

wir auf die Idee gekommen, alternative Stadttouren anzubieten.

Was wollen Sie damit erreichen?

Zum einen geht es darum, den Leuten ein Gefühl für Inklusion zu vermitteln und für die Probleme, die Leute im Rollstuhl haben. Wir wollen eine Plattform bieten, auf der man sich austauschen kann. Aber wir wollen auch ein Arbeitgeber sein und Arbeitsplätze als Tourguides schaffen. Menschen im Rollstuhl haben es leider schwerer auf dem Arbeitsmarkt.

Wie sieht so eine Tour aus?

Wir wollen die Touren in Partnerarbeit durchführen: Einer sitzt im Rollstuhl, ein anderer schiebt und begleitet die Person im Rollstuhl. Zwischendurch wird getauscht. Das ist wichtig für diejenigen, die normalerweise nicht im Rollstuhl sitzen, weil es sehr anstrengend ist, zwei Stunden lang so eine Tour zu fahren. Das geht ganz schön auf die Arme.

Es soll laut Ankündigung auch Motto-Touren geben?

Ja, bisher sind das alles nur Ideen, doch es soll zum Beispiel eine barrierefreie Clubtour geben und eine Tour unter dem Motto „Inklusion in Hamburg“: Welche Unternehmen haben Menschen mit Behinderung als Angestellte, welche Cafés und Restaurants sind barrierefrei? Es geht in erster Linie aber nicht um das Informative, sondern um das Erlebnis, zu fühlen, wie es ist, im Rollstuhl zu sitzen.

Spannend ist das bestimmt, eine Stadttour mal aus einer anderen Perspektive zu erleben ...

Ja genau, darum geht es auch: Dass man sich auf Augenhöhe begegnet – und dadurch die Stadt ganz anders sieht, als wenn man durch sie läuft oder radelt.

Sie haben viele positive Rückmeldungen bekommen und Interessenten, die gerne als Tourguides arbeiten würden. Gab es eigentlich auch negative Kritik?

Es gab negative Rückmeldungen. Manche sagen: „Nur weil ein Mensch zwei Stunden im Rollstuhl sitzt, weiß er nicht, in welcher Lage ich mich befinde.“ Das ist eine legitime Meinung und es stimmt auch.

Wie sind Sie damit umgegangen?

Die Kritiken haben uns zum Nachdenken gebracht und wir haben uns gefragt, ob das Projekt wirklich eine gute Idee ist. Die meisten Rückmeldungen sind aber positiv und wir sind zu dem Schluss gekommen: Wir wollen einen Raum bieten für das Erleben und einen Impuls geben in Richtung Inklusion und Barrierefreiheit. Wir sind sicher, mit unserem Projekt etwas bewegen zu können.

unihamburg.enactus.de



Inklusions-Offensive

Kampnagel baut verstärkt Barrieren ab: im Haus, in den Strukturen und Köpfen der Menschen. Die Intendantin Amelie Deuflhard, die Dramaturgin Melanie Zimmermann und Claire Diraison aus der Öffentlichkeitsarbeit (v. r. n. l.) denken dabei in jede Richtung

► Interview: Hedda Bültmann



? Amelie, Melanie und Claire, welche Bedeutung hat der Senator-Neumann-Preis für euer Haus?

Amelie Deuflhard: Es ist eine große Auszeichnung. Zum einen für Aktivitäten, die wir schon seit vielen Jahren machen, denn wir haben schon immer gleichberechtigt Arbeiten mit behinderten Künstlern in unserem Spielplan und zeigen beispielsweise regelmäßig Stücke vom Hamburger Ensemble „Meine Damen und Herren“ und hatten natürlich Jérôme Bels preisgekrönte Produktion „Disabeld Theater“ eingeladen. Außerdem ist der Preis eine tolle Anerkennung für die Arbeitsgruppe bestehend aus Kollegen unterschiedlicher Abteilungen, die seit knapp zwei Jahren alle Bereiche Kampnagels anschaut, auf Barrierefreiheit prüft und uns alle dafür sensibilisiert, dass wir gemeinsam darauf achten, für alle Menschen zugänglich und offen zu sein. Diese Initiative ist aus dem Team heraus entstanden angeregt von Claire Diraison aus der Öffentlichkeitsarbeit und Dramaturgin Melanie Zimmermann. Der Preis ist ein enormer Ansporn für uns alle, damit weiter zu machen und auch beispielgebend für andere zu werden.

Seht ihr den Inklusions-Gedanken als Teil eurer Aufgabe als Kulturstätte?

AD: Wir sind ein Ort, der auf ganz vielen Ebenen für Diversität arbeitet. Diversität bedeutet nicht nur andere Körper, auch an-

dere Herkünfte. Kampnagel setzt sich sehr systematisch gegen den gesellschaftlichen Ausschluss ein.

Wie sieht das in der Praxis aus?

Claire Diraison: Wir wollen intern und für unser Publikum etwas bewegen und weiterhin auf der Bühne zeigen, dass es ganz normal ist, dass Menschen mit Behinderung Kunst machen. Wir treiben den Abbau von Barrieren für die Zuschauer voran und wollen auch intern unser Team diverser aufstellen. Gerade haben wir ein studentisches Praktikum in der Öffentlichkeitsarbeit für eine sehbehinderte Person ausgeschrieben, denn ich bin überzeugt, dass wir viel voneinander lernen können. Die Gesellschaft ist viel diverser als es unser Team aktuell ist.

Mit welchen Künstler-Gruppen arbeitet ihr zusammen?

AD: Wir arbeiten mit freien Produktionen zusammen. Wie bereits gesagt, tritt die Hamburger Gruppe „Meine Damen und Herren“ regelmäßig bei uns auf. In der vergangenen Spielzeit haben einige Ensemble-Mitglieder mit dem Regisseur Šaša Asentić und den Performern aus seinem inklusiven Team aus Novi Sad in Serbien ein großartiges Stück produziert, das auch durch Deutschland tourt. Aus Berlin kommt „Monster Truck“ und es gibt die Schweizer Gruppe „Theater Hora“. Ensembles, die Menschen mit und ohne

Behinderung vereinen. Wir suchen auch international nach herausragenden Produktionen. So sind wir auf die australische Gruppe „Back to Back Theatre“ gestoßen, die ein unfassbar tolles Ensemble haben und ihre Produktionen nie auf reinen Inklusions-Festivals zeigen, sondern weltweit auf Theaterfestivals. Zuletzt hatten wir sie beim Festival Theater der Welt 2017 hier in Hamburg. Im vergangenen Oktober fand bei uns Hannah Hurtzigs „Schwarzmarkt für nützliches Wissen und Nichtwissen“ statt, bei dem man an über 30 Tischen in Eins-zu-eins-Situationen mit ganz unterschiedlichen Menschen zum Thema Behinderung, Inklusion, Anderssein im allerweitesten Sinne ins Gespräch kommen konnte. Wenn Menschen mit anderen körperlichen Formen nicht auf eine eigene Plattform reduziert werden, sondern sie Teil des Spielplans sind, das schafft Inklusion.

Weg vom Ruf als soziales Projekt, hin zum Kunst-Status. An welchem Punkt steht die Kultur und das Publikum?

AD: Es gibt beim Publikum schon Vorbehalte. Ein behinderter Körper auf der Bühne wird immer anders rezipiert als ein nicht behinderter. Das ist offensichtlich. Wir haben vor ein paar Jahren die Produktion „Disabled Theater“ von Jérôme Bel gezeigt. Die Darstellerin Julia Häusermann, die das Down-Syndrom hat, wurde 2013 für ihre Leistung in dem Stück beim Ber-

Darf nur eine Norm gesellschaftlich akzeptiert werden?

Kampnagel-Foyer: ein
Treffpunkt der Kulturen



zu bieten hat. Damit wir wissen, wo für Menschen mit körperlichen Einschränkungen momentan noch Barrieren sind, suchen wir über die Verbände nach Menschen, die Lust haben, uns über die gesamte Spielzeit zu begleiten und nach den Vorstellungen Feedback geben. Da wir diesbezüglich

fangen einfach immer an und wenn wir uns eine bestimmte Expertise erarbeitet haben, ergibt sich erfahrungsgemäß meist auch die Möglichkeit, an Förderung zu kommen, um noch mehr machen zu können. Damit haben wir in vielen Bereichen sehr gute Erfahrungen gemacht.

Im nächsten Jahr stellt ihr inklusiven Tanz in den Fokus ...

MZ: Zum fünften Mal veranstalten wir einen Tanz-Fokus, der sich immer mit den unterschiedlichen Politiken des Körpers auseinandersetzt. Bei der nächsten Ausgabe im Februar 2019 geht es um ausgegrenzte „Körper“, sei es, weil sie Flucht- oder Transexualitäten haben oder einen Rollstuhl nutzen. Thema wird auch die Leistungsfähigkeit dieser Körper sein und wie sie sich dem Leistungsdruck widersetzen.

Was sind momentan noch die größten Barrieren im Kopf der Menschen?

AD: „Momentan noch“ ist fast eine Untertreibung. Denn gerade in den westlichen, kapitalistischen Gesellschaften haben wir gerade eher damit zu tun, dass Behinderung in Zukunft ausgeschlossen werden soll – vor allem durch Gen-Tests vor der Geburt und starke Empfehlungen, behinderte Babys nicht auszutragen. Auf der einen Seite gibt es ein paar Akteure, die sich für eine höhere Anerkennung von behinderten Menschen einsetzen, gleichzeitig gibt es die starke Bewegung durch frühgenetische Untersuchungen Behinderungen zu verunmöglichen. Aber was ist denn die Norm? Und darf nur eine Norm in unserer Gesellschaft akzeptiert werden? Das gilt für Menschen mit Behinderung, aber auch genauso für die Ausgrenzung von Menschen mit anderen Herkunft, anderer sexuellen Praktiken oder verschiedener sozialer Klassen. Wir dürfen Gruppen von Menschen nicht ausschließen, wie beispielsweise Menschen mit Behinderung, nur weil sie oft in Einrichtungen untergebracht werden und in der Gesellschaft nicht mehr sichtbar sind. Denn das ist es was Theater, Tanz und Kunst können: Die Diversität unserer Gesellschaft sichtbar machen und die Menschen zu öffnen, dass sie nicht weggucken, wenn jemand nicht der angeblichen Norm entspricht. Eben dadurch entsteht Normalität.

www.kampnagel.de

liner Theatertreffen mit dem Preis für die beste Darstellerin ausgezeichnet. Das war ein Riesenskandal in der Schauspielerszene. Viele waren empört, dass eine Schauspielerin mit Behinderung diesen renommierten Preis bekommen hat. Wenn man auf die gesamte Theaterlandschaft schaut, gibt es Bewegung, aber die meisten Theater arbeiten nicht inklusiv. Das gilt übrigens auch für die Einbindung von Darstellern mit Migrations- und Fluchthintergrund. Es gibt zwischendurch immer mal wieder Projekte und einige Häuser, die da ganz weit vorne sind, aber wenn man sich die Ensembles an vielen deutschen Stadttheatern anschaut, ist von Inklusion nicht viel zu sehen.

Melanie Zimmermann: Es gibt tatsächlich noch oft die Unterscheidung zwischen Sozialprojekt und Kunst. Gerade in einigen Juries, die über die Förderung von Projekten entscheiden, ist diese Trennung leider sehr präsent. Bis freie Künstler mit Behinderung eine Förderung bekommen, ist es ein langer Weg. Zum einen ist es für sie nicht einfach, eine professionelle Ausbildung zu erhalten und dann müssen sie den Weg auf die Bühne finden, um ihre Arbeit präsentieren können, damit die Juries und auch wir Kuratoren sie als Künstler wahrnehmen. Noch geht der Weg oft über Töpfe, die Sozialprojekte fördern, wie beispielsweise „Aktion Mensch“. Die sind im Moment auch total wichtig, aber auch die Kulturförderung muss inklusive Projekte unterstützen.

Was sind die nächsten Schritte, die ihr konkret angehen werdet?

CD: Wir möchten, dass mehr seh- und hörbehinderte Menschen zu uns kommen und müssen deshalb noch besser vermitteln, dass unser Programm ihnen etwas

nicht das Know-how haben, ist es wichtig, dass wir die Experten ins Haus holen, die uns in diesem Prozess begleiten.

MZ: Außerdem trifft sich unsere interne Inklusions-Arbeitsgruppe regelmäßig, um die Arbeit innerhalb der jeweiligen Bereiche zu reflektieren, denn Struktur hat auch immer mit Inhalten zu tun. Aber wir reden nicht nur in Hamburg mit Experten, sondern bewegen uns auf europäischer Ebene. Im Juni haben wir die Förderung bekommen, für vier Jahre an einem europäischen Netzwerk zum Thema Tanz und Inklusion teilzunehmen, angeleitet vom British Council. Das heißt, wir sind jetzt über einen langen Zeitraum im Austausch mit Institutionen in sieben Ländern, werden Strukturen vergleichen und verbessern, an der Sensibilisierung für das Thema arbeiten, gemeinsam Strategien für die Publikumsgewinnung entwickeln und ein größeres internationales künstlerisches Angebot schaffen.

Wie kann Tanz, ein visuelles und auditives Erlebnis, Menschen mit einer Seh- und Hörbehinderung nähergebracht werden?

MZ: Wir werden zukünftig Audiodeskription im Tanz anbieten, was in Deutschland ein Novum ist. Das gibt es zwar bereits im Theater, wo basierend auf Techniken aus dem Film für sehbehinderte Zuschauer beschrieben wird, was auf der Bühne geschieht, aber für den Tanz müssen wir das erst noch erarbeiten. Und es braucht logischerweise in so einem Team jemanden, der sehbehindert ist.

Müssen sich Kulturstätten Inklusion auch finanziell leisten können?

AD: Wenn man immer das Geld als Barriere im Kopf hat, bewegt man nichts. Wir



Sind wir alle gleich ?

Diese Frage beantwortet unsere Kolumnistin mit scharfem Blick und findet: Auf jeden Fall hat jeder die gleichen Rechte – im Guten wie im Schlechten

► Text: Anastasia Umrik

Es ist Samstagabend, es regnet in Strömen, während ganz Hamburg beschließt, den ersten richtig kalten Herbstabend im Kino zu verbringen. Ich bin eine von denen und stehe in Gedanken verloren an der Kinokasse. Vor mir ebenfalls eine Frau im Rollstuhl – was mich sehr freut, denn ich sehe äußerst selten andere RollstuhlfahrerInnen wenn ich unterwegs bin. Die Schlange stockt, es geht nicht vorwärts. Neugierig lausche ich der Diskussion zwischen der Dame im Rollstuhl und der Ticketverkäuferin vor mir: Die Rollstuhlfahrerin beharrt auf ein freies Ticket für ihre Begleitperson. Doch das Hamburger „Passage Kino“ hat es anders gelöst, in dem es zwar beide Tickets ermäßigt verkauft, jedoch die Begleitperson nicht wie oft üblich kostenfrei dabei ist.

Ich muss schmunzeln, das Gespräch finde ich sehr spannend. Und die Frage wird mich auch noch in den nächsten Tagen nicht loslassen: Ist nicht genau DAS die Art von Inklusion, die von uns allen gefordert wird?

Wir – alle vermeintlich gleich – beharren alle auf die selben Rechte. Aber was ist mit den Pflichten? Beim Bezahlen für die Begleitperson hört es auf. Genau wie beim Parken als Rollstuhlfahrer auf einem Parkplatz für „Nichtbehinderte“ – ist das fair? Ist das in Ordnung? Wenn man es ganz streng nimmt, nicht.

Eine weitere Situation fällt mir ein, bei der ich die Diskrepanz zwischen wahrer Inklusion und gefühlter Diskriminierung spürte. Es war auf einer Spendengala (furchtbar!), bei der es neben über-
teuerten Brezeln und Sekt auch einen Dresscode gab. Es war Pflicht eine Abendgarderobe zu tragen, woran sich ein Mann im Rollstuhl partout nicht halten wollte. Der Verantwortliche für den Einlass wies den Herrn zurück und betonte, dass er ihn nicht in alten Turnschuhen und der abgetragenen Hose reinlassen könne. Es gäbe einen Dresscode und seine Aufgabe bestünde darin, bei allen Gästen darauf zu achten. Ich fand es legitim, es gehörte zum Konzept der Veranstaltung. Der Mann war aufgebracht und schrie, er wäre noch nie derart diskriminiert worden und das alles sei ja keine inklusive Veranstaltung. „Bodenlose Frechheit mich als Rollstuhlfahrer nicht reinzulassen!“, pöbelte er außer sich.

Ich hatte und habe eine klare Meinung zu diesem Vorfall: Ja, der Mitarbeiter hat richtig gehandelt. Seine Entscheidung, seine Beharrlichkeit auf die korrekte Ausführung seiner Aufgabe war Inklusion der höchsten Art.

Nur eine Behinderung zu haben, macht niemanden mehr oder weniger liebenswert. Es ist keine Freifahrt für „Ich darf hier alles und ihr dürft mich unter keinen Umständen aufhalten!“. Auch keine Erlaubnis fürs Pöbeln, für sexistische Ausdrucksweisen und Handeln, oder das unter Druck setzen des Gegenübers um an eigene Ziele zu kommen. Es ist auch nicht immer als Diskriminierung von Menschen mit Behinderung zu verstehen, wenn eine Absage oder eine Ablehnung für irgendeine Sache kommt. Es kann neunundneunzig andere Gründe geben als „nur“ die Behinderung.

Dennoch: Ich kenne diesen Kampf. Ich kenne es, aufgrund von der Behinderung keinen Job zu bekommen, scheinbar für immer den Stempel einer Sonderschülerin zu tragen und egal unter welcher Anstrengung, ihn einfach nicht abschütteln zu können. Ausländische Wurzeln, Eltern, die sich kein behindertes Kind wünschen und dann auch noch dieses System, das mich in den Zwängen der eigenen Vorurteile und Kleinkariertheit festhielt – als wäre ich verdammt dazu, nur die eine Rolle, die der „schwerstbehinderten Ausländerin“, zu spielen.

Wenn man vergossene Tränen in Litern messen könnte, dann hätte ich sicher in regenarmen Regionen aushelfen können. Ja, man ►



Anastasia Umrik
nimmt ihre
Umwelt mit
scharfem Blick
wahr

könnte meinen, ich hätte es geschafft, mich aus den mir auferlegten Ketten zu befreien. Doch je freier ich wurde, desto mehr begriff ich, dass die von mir erträumte Freiheit für alle Menschen in unserer Gesellschaft utopisch war. Es ist nicht möglich. Denn so sehr es auch wehtut: Wir sind nicht alle gleich.

Ist eine Schule für alle wichtig? JA!

Und doch ist eine Schule, auf der jedes Kind gleich gut lernen kann, völliger Humbug. Es ist nicht möglich. Denn es gibt Kinder, die sehr individuelle Unterstützung benötigen, die nur dann aufblühen, wenn man ihnen den richtigen, den großen Raum dafür schafft. Es scheint mir, dass es in den meisten Debatten lediglich um die festgefahrenen Vorstellungen der Eltern dieser Kinder geht und derer Verweigerung zu akzeptieren, dass ihr Kind eine besondere Förderung braucht. Es ist die Versteifung auf eine „normale Welt“ und ein Kind, das auf Biegen und Brechen unter Kindern ohne merkbarer Behinderung inkludiert ist. Was es aber mit dem Selbstbewusstsein des kleinen Wesens macht, wenn es Tagein Tagaus gespiegelt bekommt, dass es anders ist, dass es auch nie den Level des Schulstoffes erreichen können wird, das interessiert die Eltern in den meisten Fällen nicht.

Ob alle Menschen den Beruf ausüben dürfen, den sie wollen? Unbedingt!

Wenn man bedenkt, dass das Berufsleben über die Hälfte unserer (Lebens-)Zeit einnimmt, dann können wir nicht außer Acht lassen, wie wichtig es ist, dass jeder Mensch, der die Möglichkeit bekommt, den Beruf zu erlernen, für den sein Herz schlägt. Und dennoch müssen wir nicht die Tatsache kleinreden, dass auch Menschen mit Behinderung in den Werkstätten sich gebraucht fühlen, nützlich sind und tatsächlich eine „echte“ Arbeitskraft sind! Es gibt Gemüter, denen der Druck des ersten Arbeitsmarktes nicht guttut, der sie in tiefe schwarze Löcher stürzen lässt, und wo sie nicht zur Entfaltung ihres Potentials kommen. Wichtig dabei dennoch: Die Gehälter müssen angepasst werden.

Selbstbestimmt Leben: Keine Frage!

Es gibt Dinge, über die möchte ich gar nicht mehr im Jahre 2018 diskutieren müssen. Selbstverständlich dürfen alle Menschen, ganz ohne Wenn und Aber, ein selbstbestimmtes, freies, wunderbares Leben führen. Es tut mir selbst weh an dieser Stelle ein kleines „Aber“ anbringen zu müssen, doch leider ist dies nicht unum-

gänglich. Es gibt Menschen, die sind kognitiv nicht in der Lage selbstständig Entscheidungen für sich und ihr Leben treffen zu können. Ihr Blick ist aufgrund ihrer Einschränkung nicht weitreichend genug, sie können weder die Konsequenzen noch die Bedeutung ihrer Entscheidungen einschätzen. Da gewinnt das Wort „Selbstbestimmung“ eine ganz andere Bedeutung.

Es macht keinen Sinn jemanden in die Schablone der gewohnten Normalität zu pressen. Und es gibt nichts Ungerechteres, als ungleiche Menschen gleich zu behandeln.

„Worum geht es hier eigentlich wirklich?“, denke ich oft und weiß es wirklich manchmal nicht mehr. Geht es um die Chancengleichheit (JA!), geht es um „BodyPositivity“, um Inklusion nach den individuellsten Auffassungen, um Feminismus (was im Grunde dasselbe wie Inklusion ist) oder geht es um „fuck y’all!“?

Immer wieder habe ich den Eindruck, dass es in einer Gesellschaft voller Egoisten, die von vornherein davon ausgehen, dass die Welt sich nur um sie dreht, kein bewusster, achtsamer Blick für die (vermeintlichen) Minderheiten vorhanden ist. Dennoch unterstelle ich den wenigsten, andere Menschen bewusst zu diskriminieren, denn sie sind derart mit sich selbst beschäftigt, sodass sie froh sind, ihren eigenen Alltag ohne auffällige Katastrophen zu wuppen.

Vielleicht wäre es klüger, wenn wir – die Menschen, die zu irgendeiner Minderheit gehören – weniger darauf pochen, nicht diskriminiert zu werden, sondern lieber ein Zeichen von uns geben, dass es uns überhaupt gibt – mit unseren ganz individuellen Bedürfnissen. Ich glaube, dass genau das einige Menschen einfach vergessen haben.

Können wir nicht wieder den Fokus erlangen und uns auf das besinnen, worum es wirklich geht? Frieden. Gemeinsamkeit. Selbstliebe. Respekt für einander.

Denn: Wir sind nicht alle gleich, aber alle gleich viel wert!

Dieses Magazin gibt es als PDF unter:
WWW.SZENE-HAMBURG.DE